

Quelle

Datum

Libanon: Vom Chaos zum Krieg?

Amerikaner und Sowjets versuchen, einen Zusammenstoß zwischen Syrien und Israel zu verhindern / Von Josef Joffe

„Wo aber ein Aas ist, da sammeln sich die Adler“
Matthäus 24, 28

Die „rote Linie“, die auf keiner libanesischen Landkarte verzeichnet ist, wurde vor fünf Jahren in London ausgehandelt — im nächtlichen Geheimgespräch zwischen einem arabischen König und einem israelischen Botschafter. Damals festigte sie den Frieden. Heute könnte sie zur Ursache eines neuen Nahostkrieges werden.

Israels Ministerpräsident Menachem Begin droht Syrien mit „militärischen Schritten“, sein Gegenspieler Assad gelobt, keinen Zoll zurückzuweichen. Ronald Reagan hat den Seniordiplomaten Philip Habib als Sonderbotschafter in die Levante entsandt, der Kreml gar den Vizepremier Georgij Kornienko. Dessen Verhandlungsthema in Damaskus: die „israelische Herausforderung im Libanon“. Derweil tagt im Operations Center des Washingtoner Außenministeriums ein Krisenteam rund um die Uhr.

In seinen gerade erschienenen Memoiren *Destination Peace* („Bestimmungsort Frieden“) beschreibt der israelische Diplomat Gideon Rafael, wie es im April 1976 — auf dem Höhepunkt des libanesischen Bürgerkrieges — zu der denkwürdigen Abmachung zwischen den Erzfeinden Syrien und Israel kam. Die Rolle des Maklers spielte, obwohl nie beim Namen genannt, der jordanische König Hussein. „Es sei in unserem gemeinsamen Interesse“, zitiert Rafael die „hochgestellte arabische Persönlichkeit“ — „die Situation unter Kontrolle zu halten und die andauernden Kämpfe im Libanon einzudämmen.“ Syriens Präsident Assad hatte sich entschlossen, die Christen-Milizen vor der Vernichtung durch die vorwärtsdrängenden Moslem- und PLO-Kräfte zu retten. Aber würde Israel stillhalten?

Rafael flog sofort nach Jerusalem — und kam ein paar Tage später mit einer „beruhigenden Antwort“ zurück nach London. Es war die Geburt der „roten Linie“ — einer geographischen Metapher für einen Katalog von stillschweigenden Wohlverhaltensklauseln: Jerusalem toleriert die syrische Militärpräsenz im Norden Libanons, doch der Süden bleibt Einfluß- und Pufferzone Israels; Syrien erhält freie Hand, die kämpfenden Parteien am Boden zu zähmen, Israel die Vorherrschaft in der Luft. Zu den stillschwei-



Syrische Raketen und israelische Luftangriffe im Libanon treiben Damaskus und Jerusalem an den Rand des Krieges. Die beiden Supermächte bemühen die Diplomatie, doch bislang ohne Erfolg. Israels Regierungschef Begin: „Nur noch ein Wunder kann die Krise lösen“

genden Abmachungen gehört auch ein syrischer Verzicht auf die Stationierung von Flugabwehrraketen im Libanon.

Die „rote Linie“ hielt fast auf den Tag genau fünf Jahre lang — bis Ende April 1981.

Am Vormittag des 28. Aprils huschten israelische Kampfbomber im Tiefflug über die Beka'a-Ebene. Tief im Hinterland des Libanons, nur 30 Kilometer vor der syrischen Grenze, feuerte eine Phantom auf einen syrischen Militärhubschrauber, der wenig später in der Nähe von Baalbek am Boden zerschellte. Fünf Stunden später wurde ein zweiter Hubschrauber von

Quelle

Datum

einer israelischen F-15 in der Luft zerstört. Noch am Abend desselben Tages überschritten die Syrer die „rote Linie“, indem sie sowjetische SA-6-Boden-Luft-Raketen in den Libanon vorschoben. Es war der gleiche Typ, den Syrer und Ägypter im Jom-Kippur-Krieg 1973 mit tödlichem Erfolg gegen die anstürmende Luftwaffe der Israelis eingesetzt hatten.

Zum Auftakt der amerikanischen und sowjetischen Friedensmission am vorigen Wochenende ließ Israels Ministerpräsident Begin wissen, daß nur noch ein „diplomatisches Wunder“ die Krise lösen könne. „Doch wir verlassen uns nicht auf Wunder. Wenn also dieser Konflikt nicht auf diplomatischem Wege bereinigt wird, werden wir die Raketen auf keinen Fall dulden. Wir werden tun, was wir tun müssen.“ Die Antwort aus Damaskus: Die Raketen bleiben. Begin: „Die Syrer müssen den *Status quo ante* wiederherstellen.“

Nur: Dies liegt nicht allein in syrischer Hand. Denn inzwischen sind zu viele „rote Linien“ — gedachte Symbole eines abbröckelnden Stillhalteabkommens — von zu vielen Parteien verletzt worden: von der PLO im Süden und von Syrien im Norden von den Israelis, die den Christen ihre alten Sherman-Panzer verscherbelten und mit ihrer Luftwaffe (laut libanesischen Angaben) allein in zwei Tagen 240 Angriffe gegen Palästinenser-Ziele flogen und von der PLO, die neuerdings 60 sowjetische Uralt-Panzer vom Typ T-34 südlich des Litani-Flusses stationiert hat; von „Nasseristen“ und „National-Sozialisten“ (linken Moslem-Milizen) in Beirut und von christlichen Falangisten in Zahle.

Zahle (ausgesprochen: Sachle) war der Flammpunkt der jüngsten Kämpfe. Die Stadt am Ostabhang des Libanon-Gebirges galt einst als Perle der fruchtbaren Beka'a-Ebene, sie war berühmt für ihre erlesenen Weine und exquisiten Restaurants. Während des Bürgerkrieges von 1975 bis 1976 blieb Zahle, eine Hochburg der griechisch-katholischen (melkitischen) Christen, von den Kämpfen verschont; heute ist die Stadt zum strategischen Angelpunkt geworden.

Zahle beherrscht die Straße von Beirut nach Damaskus, das wichtigste Verbindungsglied zu den syrischen Einheiten in der libanesischen Hauptstadt. Nur zehn Kilometer entfernt liegt das winzige Städtchen Chtaura, das Hauptquartier der etwa 30 000 Mann starken syrischen „Ordnungsmacht“ im Libanon. Indes überragt der Gebirgskamm, das geographische Rückgrat des Libanons, auch den Westen des Landes. Von hier sind es nur 30 Kilometer nach Dschounieh, dem wichtigsten Nachschubhafen und der heimlichen Hauptstadt der Falangisten — keine Distanz für die 240-Millimeter-Raketenwerfer und 180-Millimeter-Geschütze im syrischen Arsenal.

Der Marsch in die Krise begann im vorigen Dezember, als die Falangisten im Zuge der Arrondierung ihres Herrschaftsgebietes in Zahle einsickerten. Damaskus sah in diesem Vorstoß den Anfang einer strategischen Zangenbewegung, die den christlichen Nordwesten mit dem „Freien Libanon“ im Süden verbinden könnte: Dort herrscht, von Israel bewaffnet und finanziert, Major Sa'ad Haddad über ein Areal von 20 Kilometern Breite und zehn Kilometern Tiefe.

Die Syrer schlossen Zahle ein — und warteten. Als die maronitischen Milizen eine neue Straße

vom Mittelmeer nach Osten vortrieben, um die Blockade zu durchbrechen, antworteten die syrischen Truppen mit einem mörderischen Artilleriebeschuss; Anfang April fielen ihm innerhalb von sechs Tagen fast 200 Einwohner von Zahle zum Opfer. Zugleich eröffneten sie eine zweite Front in Beirut, wo syrische Geschütze im tagelangen Trommelfeuer das Christenviertel im Ostteil der Stadt zertrümmerten. Eine dritte Front entstand vor Dschounieh: Syrische Einheiten rückten in die christliche Enklave vor und umzingelten die Hafenstadt, ohne die nichts mehr geht — weder der Handel mit dem Rest der Welt noch die Versorgung mit militärischem Gerät aus Israel.

Es war diese massive Überreaktion auf die Expansionsgelüste der Christen, die schließlich die israelische Luftwaffe auch im Norden des Libanons auf den Plan rief. Ministerpräsident Begin verkündete: „Wir werden eine syrische Machtergreifung im Libanon nicht hinnehmen.“ Und: „Israel, als jüdischer Staat, wird unter keinen Umständen stillhalten, wenn den libanesischen Christen von den Syrern in den achtziger Jahren das gleiche Schicksal droht wie den europäischen Juden in den Vierzigern.“

Nach dem Abschuss der beiden syrischen Militärhubschrauber erklärte ein Vertrauter des israelischen Regierungschefs: „Wir haben zwei Warnschüsse abgefeuert. Wir glauben, daß die Syrer die ‚rote Linie‘ überquert haben — durch eine

ganze Reihe von Handlungen wie die territoriale Expansion, die Anhäufung von Feuerkraft und die Stationierung gewisser Waffen.“ Abwiegelnd fügte er hinzu: „Wir haben keine neue Front eröffnet. Wir wollen bloß, daß die Syrer zum früheren Zustand zurückkehren, wie er vor der Belagerung von Zahle geherrscht hat. Wir wollen die Syrer nicht in die Eskalation treiben.“ Nur: „Wenn das Muster anhält, müssen wir mehr unternehmen.“

Auch die Syrer sind für die Wiederherstellung des früheren Zustandes. Doch sie verstehen dar-

unter, so Außenminister Halim Chaddam, etwas ganz anderes: den Rückzug der Falangen aus Zahle und die Übergabe ihrer befestigten Positionen an die Beka'a-Einheiten der libanesischen Streitkräfte. Diese Forderung ist nicht ganz so besonnen, wie sie auf den ersten Blick erscheint. Denn die libanesischen Armee ist inzwischen genauso gespalten wie die libanesischen Nation, und die Truppenteile im Beka'a-Tal sind — was Wunder — pro-syrisch.

Für die Falangisten ist selbst derlei diplomatische Camouflage zuviel. „Was wir wollen, ist

simpel“, erklärte ihr Kommandant Baschir Gemayel. „Wir wollen den Abzug der Syrer. Sie sind in den Libanon gekommen, um hier Recht und Ordnung sowie die Autorität von Präsident Sarkis wiederherzustellen. Doch Recht und Ordnung gibt es nicht, und Sarkis hat keine Autorität.“

Die unchristlichen Rauswurf-Bestrebungen der Maroniten sind nicht die einzige ironische Wende im siebenten Jahr des libanesischen Bürgerkrieges.

B199107

2

Quelle

Datum

3

B199108

Als Assads reguläre Truppen im April 1976 in den Libanon einmarschierten, wurden sie von den Christen mit offenen Armen empfangen. Zwanzigtausend Menschen waren bereits im Kreuzfeuer der kämpfenden Gruppen und Grüppchen gefallen, Milliardenwerte waren zerstört worden, die Arbeitslosigkeit stand bei 85 Prozent. Ein Professor der „Amerikanischen Universität in Beirut“ berichtete: „Das Ausmaß der Verwüstung ist unglaublich... Man hat das Gefühl, daß die Maroniten neurotisch, die Linken psychotisch und alle anderen schlicht verrückt sind.“ Inzwischen operierten sechs Armeen im Land: Abgebrühte Politiker wie der ehemalige christliche Kabinettsminister Raymond Iddi könnten das mörderische Chaos nur noch mit zynischer Resignation registrieren: „Wir befinden uns in einem Varieté-Theater. In unserem Land kann nichts mehr ernstgenommen werden.“

Ernst wurde es im Januar 1976, als sich die PLO nach längerem Zögern auf die Seite der links-moslemischen „Nationalbewegung“ schlug. Innerhalb weniger Wochen schien das Schicksal der vorwiegend maronitischen „Loyalisten“ besiegelt.

Rund 12 000 PLO-Freischärler, 6000 Milizen der „Nationalbewegung“ und 1500 (antisyrische) Kämpfer aus der ägyptischen *Ain Dschaloud-Brigade* trieben die 12 000 bewaffneten „Loyalisten“ vor sich her; die libanesische Armee war längst in pro-christliche und pro-moslemische

Splittergruppen zerfallen. Jassir Arafat, der Chef der PLO, und Kamal Dschumblatt, der Führer der „Nationalbewegung“, drohten, das delikate „Gleichgewicht des Chaos“ aus den Angeln zu heben.

In dieser Lage schob der syrische Präsident Assad seine ideologischen Sympathien zugunsten eines eiskalten realpolitischen Kalküls beiseite: Wenn nicht Syrien, dann sollte *niemand* die Vorherrschaft im Libanon erringen — weder die pro-irakische Linke (Bagdad hatte Syrien inzwischen den Ölhaß zugekehrt), noch Sadats Stellvertreter, noch die PLO, die allen arabischen Potentaten unheimlich ist und deshalb abwechselnd von allen zurückgestutzt wird, wenn sie ihnen nicht gerade als Werkzeug der eigenen Politik erhalten muß. Fazit: Die Christen mußten vor dem sicheren Verderben gerettet werden.

Damals verständigte sich Assad mit den Israelis über die „rote Linie“. Anschließend warf er 13 000 Soldaten und 400 Panzer in die Schlacht. Von den Seehäfen im Norden flossen israelische Waffen in die Hände der Palange. Zwischen Syrern und Israelis formierte sich ein bizarres, aber logisches *de-facto*-Bündnis: Israelische Offiziere reisten per Hubschrauber in den Libanon, um dort mit ihren syrischen „Kollegen“ eine gemeinsame Taktik abzustimmen. Schon im Juli 1976 bettelte die PLO um Frieden. Die moslemische Linke war isoliert.

Dafür eilten ihr die arabischen Brüder am fernen Golf und die Ägypter zu Hilfe. Für Sadat und den saudischen König Chalid galt es

nun, Syriens Vorherrschaft im Libanon zu verteideln. Im Oktober lud Chalid Klienten- und Patrone zur Friedenskonferenz nach Riad — ein Angebot, das Assad kaum ablehnen konnte, weil ihm die nicht minder kühl kalkulierenden Saudis inzwischen die Subsidien gestrichen hatten — und der Krieg kostete Syrien zwei Millionen Dollar am Tag. Die Riad-Konferenz rief einen Waffenstillstand aus und beschloß, die syrische Präsenz zu „arabisieren“: Eine 30 000 Mann starke „Arabische Abschreckungsmacht“, von arabischen Staaten finanziert und rekrutiert, sollte künftig für Ruhe in einem Land sorgen, in dem mittlerweile 50 000 Menschen umgekommen waren.

Im Dezember 1976 schien die alte Ordnung wiederhergestellt. Unter dem christlichen Präsidenten Elias Sarkis regierte nach historischem Brauch wieder ein Moslem als Premier. Auch das Kabinett war aufs Sorgfältigste austariert: ein Griechisch-Orthodoxer, zwei Maroniten, ein Druse ein Melkit (griechisch-katholisch), ein Sunni-Moslem, ein Schia-Moslem. Doch der Schein trug: Die alte Ordnung war viel zu verrottet, als daß sie mit politischen Rechenkunststücken noch hätte wiederbelebt werden können.

Der Untergang des „alten“ Libanons läßt sich auf den Tag genau datieren: den 31. August 1920. An diesem Dienstag rief General Henri Gouraud, Statthalter der französischen Mandatsmacht *Le Grand Liban* aus. Es war eine schicksalhafte Proklamation. Denn seit Generationen

hatte der Begriff „Libanon“ eine kompakte geographische Einheit umrissen: zwischen Libanongebirge und Mittelmeer, zwischen Tripoli im Norden und Sidon im Süden. In diesem Gebiet lebte eine stabile Mehrheit von Christen und Drusen (etwa 90 Prozent).

Der neue Staat von Frankreichs Gnaden war dreimal so groß. Er umfaßte die Bekaa-Ebene, Beirut und die Regionen von Tripoli, Sidon und Tyros — Gebiete, die mehrheitlich von Moslems mit pan-arabischen Sentimenten besiedelt waren. Nicht minder ominös: Groß-Libanon war auf Kosten Syriens entstanden. Damaskus hat seinen Anspruch auf weite Teile des Landes nie aufgegeben.

„Libanon“ war nun ein Staat nur dem Namen nach, und erst recht keine Nation. Es war ein explosives Gemisch von Völkern, Religionen und Sekten: Maroniten, Schiiten, Sunniten, Griechisch-Orthodoxe, Melkiten, Drusen, Armenier, Syrisch-Orthodoxe, Protestanten, Juden. Der Zensus von 1932 wurde zum Schlüssel der politischen Macht. Nicht Stimmen, sondern Stammeszugehörigkeit und Sektenstärke ergaben die Sitzverteilung im Parlament. Von den 99 Abgeordneten der libanesischen Völkervertretung stellten die Christen, säuberlich unterteilt nach Glaubensrichtung, insgesamt 54, die Moslems und Drusen 45 Parlamentarier. Dann wurde das System eingefroren: Seit 1932 wurde im Libanon nie wieder eine offizielle Volkszählung durchgeführt.

Quelle

Datum

Zur Klammer dieses bizarren Gebildes geriet 1943 ein „Grundlagenvertrag“ zwischen Maroniten und Moslems. In diesem Abkommen (*Mithaq al-Watani*) gelobten die Christen, die „arabische Dimension“ des Libanons zu respektieren und keine Bündnisse mit dem Westen anzustreben. Umgekehrt verpflichteten sich die Moslems, ihre pan-arabischen Gefühle zu zügeln und auf den Anschluß an islamische Bruderstaaten zu verzichten. „Auf diese Weise“ — so der amerikanische Historiker David Gordon in seinem Buch *Lebanon: A Fragmented Nation* (1980) — „versuchte der Libanon, seine Souveränität inmitten einer arabischen Welt zu sichern und zugleich seine widersprüchlichen Loyalitäten in Einklang zu bringen: zum christlichen Westen und zum islamischen Osten.“

So dieser Pseudo-Staat überleben wollte, mußte er schwach bleiben — zumal im Inneren. Der Präsident des Landes, traditionsgemäß ein Maronit, verfügt zwar über beeindruckende Vorrechte, doch die Macht muß er sorgfältig mit den teilen, die keinerlei politische Legitimation besitzen: mit dem maronitischen Patriarchen etwa, mit den Klans und reichen Familien und mit Ministern, die nicht den Staat, sondern Stände und Sekten vertreten. „Das libanesische Gemeinwesen“, höhnte der Publizist George Naccache, „ist eine arrogante Allianz zwischen den Feudalherren und dem großen Geld.“

Dem schwachen Staat entsprach ein wildwucherndes kapitalistisches Wirtschaftssystem. Die „unsichtbare Hand“ des *laissez-faire* brachte nach dem Zweiten Weltkrieg (der Libanon wurde 1946 in die Unabhängigkeit entlassen) Unmengen von Geld ins Land, aber kaum soziale Gerechtigkeit. Während in Ägypten, Syrien und im Irak autoritäre Regime mit autoritären Mitteln den gemeinsamen Mangel verwalteten, erlebte die „Schweiz des Nahen Ostens“ ein orientalisches Wirtschaftswunder. Im Jahre 1971 hatte das libanesische Pro-Kopf-Einkommen 660 Dollar erreicht. In Ägypten betrug es 220 Dollar, in Syrien 290 Dollar. Selbst das Ölland Irak erwirtschaftete nur 370 Dollar.

Indes: Die Reichen wurden immer reicher, die Armen immer ärmer. Vier Prozent der Bevölkerung kassierten vor dem Bürgerkrieg ein Drittel des Nationaleinkommens, die Hälfte des Volkes mußte sich mit 18 Prozent begnügen.

Gemessen an den Verhältnissen in den Nachbarländern entwickelte sich der Libanon zur Enklave des Anormalen. Während ringsum diverse Systeme des arabischen Sozialismus triumphierten, blühte im Libanon der unreglementierte Kapitalismus. In der einen Hälfte der arabischen Welt zerfiel das *ancien régime* unter dem Ansturm revolutionärer Obristen, in der anderen konnten die Potentaten ihren Thron retten — der Libanon aber bewahrte seine levantinische Sonderform der parlamentarischen Demokratie. Und während allenthalben Islam, Volk und Staat ineinanderflossen, blieb der Libanon eine einsame Hochburg des Konfessionalismus, wo jeder den anderen dulden mußte, weil keine Minderheit die andere bezwingen konnte.

„Der Libanon ist ein viel zu auffälliges und erfolgreiches Beispiel für politische Demokratie und wirtschaftlichen Liberalismus“, urteilt der

arabisch-amerikanische Historiker Charles Issawi, „um in einem Umfeld zu gedeihen, das beide Systeme gleichermäßen ablehnt.“

Die levantinische Schweiz war — wie Israel — ein Fremdkörper im Nahen Osten. Wie die Schweiz versuchte der Libanon, den Händeln der Umwelt zu entfliehen. Doch im Gegensatz zu Israel war der Vielsekten-Staat ein Fremdling ohne Muskeln. Was Wunder, daß das schwächste unter den arabischen Ländern alsbald zum Opfer des vielfältigen Nahostkonflikts wurde? „Alle haben sich den Libanon als Schlachtfeld ausgesucht“, — so der Planungschef im israelischen Verteidigungsministerium, General Scharoni zur ZEIT — „damit der Krieg nicht im eigenen Land stattfindet.“

Der Großteil der palästinensischen Flüchtlinge war dem israelischen Unabhängigkeitskrieg (1948/49) in die Nachbarländer Jordanien und Libanon ausgewichen. In beiden Ländern entwickelte sich die „Palästinensische Befreiungsorganisation“ (PLO) allmählich zum Staat im Staat, schließlich — nach dem Desaster des Sechstage-Krieges — zur tödlichen Herausforderung für das Regime.

In Jordanien kam es 1970 zum *show-down* zwischen König Husseins Beduinen-Armee und Jassir Arafats Freischärlern. Nach einem blutigen, brutalen Krieg, der Tausende von Palästinensern das Leben kostete, zog sich die geschlagene PLO aus Jordanien zurück. Der Libanon

war seitdem das einzige Land der arabischen Welt, das den Palästinensertruppen, wenn auch unfreiwillig, Heimatrecht gewährte und als Sprungbrett und Stützpunkt im Kampf gegen Israel erhalten mußte. Im Libanon herrschte nun die PLO über 400 000 Palästinenser — ein „Staatsvolk“, welches das prekäre ethnische und religiöse Gleichgewicht des Landes endgültig aus den Angeln hob. Der Preis für Husseins Sieg in Jordanien war der libanesische Bürgerkrieg, der 1975 begann und seitdem nur Pausen, aber kein Ende kennt.

Syrien und Israel haben — Paradox der orientalischen Politik — letztendlich nur dem Zwang gehorcht, ein System von außen im Gleichgewicht zu halten, das — alleingelassen — der Selbstzerfleischung anheimfiele. Die brutale Logik der *balance of power* diktiert beiden die widerwillige Zusammenarbeit im Kampf um (für?) den Libanon. Dies haben Syrer und Israelis sechs

B199109

4

Quelle

Die Gegner

SYRIEN

Streitkräfte insgesamt: 247 000, davon 200 000 im Heer. 2900 Panzer (T-54, T-55, T-62, T-72), 800 schwere Geschütze, Kurzstreckenraketen Frog und Scud. Luftwaffe: 43 000 Mann mit rund 395 Kampfflugzeugen (60 MiG-17, 50 Su-7 und Su-8, 200 MiG-21, 60 MiG-23, 25 MiG-25) und 120 Kampfhubschraubern.

ISRAEL

Streitkräfte insgesamt: 170 000, davon 135 000 im Heer; in 24 Stunden können 400 000 Soldaten mobilisiert werden. 3050 Panzer (1000 Centurion, 650 M-48, 810 M-60, 400 T-54 und T-55, 150 T-62, etwa 50 Merkava aus Eigenproduktion), 2000 schwere Geschütze, Kurzstreckenraketen Lance und Ze'ev („Wolf“). Luftwaffe: 28 000 Mann mit 535 Kampfflugzeugen (25 F-15, 130 F-4 Phantom, 30 Mirage-III, 80 Kfir aus Eigenproduktion, 200 A-4 Skyhawk) und 140 Kampfhubschraubern.

Quelle: The Military Balance, 1980-1981

Jahre lang mit gepanzerter Faust getan — indem sie mal die eine, mal die andere Partei stützten oder stützten. Selbst im lautesten Kampfgetümmel hat jeder Signale gesetzt, die dem anderen die Zurückhaltung erlaubte.

Dieser stillschweigende Dialog scheint nun unterbrochen. Die Syrer haben die Provokation der Palangisten mit einer massiven Überreaktion beantwortet — vielleicht, um auch anderswo Respekt zu gewinnen. Damaskus ist in der arabischen Welt isoliert. In der größeren Arena des arabisch-israelischen Konfliktes stehen hinter Syrien nur noch Libyen und Süd-Jemen. Der Irak, Jordanien und Saudi-Arabien haben sich zentimeterweise aus der „Vorweigerungsfront“ hervorgearbeitet und schießen zumindest mit einem Auge auf eine Verhandlungslösung; desgleichen Jassir Arafat, der einem halben Palästina

wohl mehr abgewinnt als seine martialische Rhetorik vermuten läßt. Ein Zeichen der wachsenden Unsicherheit in Damaskus ist der Freundschaftspakt mit Moskau vom vorigen September, ein anderes das laute Säbelrasseln an der jordanischen Grenze im November.

Zu schwach, um allein gegen Israel zu bestehen, mag Assad ein kalkuliertes Risiko eingegangen sein: entweder um Syriens Sabotagepotential zu demonstrieren („Ihr braucht mich“) oder um den Libanon-Konflikt zu internationalisieren („Ich brauche euch“). So oder so wären die abdriftenden arabischen Staaten gehalten, sich mit dem ungeliebten Herrscher in Damaskus zu solidarisieren.

In Israel sind eher innere Gründe im Spiel. Für Menachem Begin, der noch vor wenigen Wochen als glatter Verlierer der kommenden Parlamentswahlen galt, wirft eine außenpolitische Krise (und erst recht ein begrenzter Waffengang) reichlich innenpolitisches Kapital ab. Auch er mag sehr wohl ein kalkuliertes Risiko eingehen, um einen Solidarisierungseffekt in den Wahlkabinen zu erzielen.

Indes: Dies sind Risiken, die keine der beiden Supermächte eingedenk ihres Beinahe-Zusammenstoßes im Jom-Kippur-Krieg von 1973 goutieren kann. Syrien und Israel stehen am Abgrund: Ihre Patrone in Washington und Moskau haben sich seit voriger Woche in ihrem Rücken postiert, um beide notfalls zurückzureißen.

Ronald Reagan schickte Menachem Begin nebst seinem Sonderbotschafter Philip Habib einen persönlichen Brief, der Geduld anmahnte. Der sowjetische Vize-Ministerpräsident Georgij Kornienko verkündete zum Abschluß seiner Mission in Damaskus ebenso demonstrativ wie hoffnungsfroh: Ein fünfter arabisch-israelischer Waffengang sei keineswegs unvermeidlich. Inzwischen wollen diplomatische Beobachter in der syrischen Hauptstadt gar wissen, daß der Abgesandte des Kreml höflichst gewarnt habe: Assad möge doch im Falle eines größeren Konfliktes seine Waffenarsenale in Libyen — Syriens Partner in einer eher theoretischen Konföderation — auffüllen, und nicht in der Sowjetunion.

Immerhin spendete Amerikas Außenminister Alexander Haig dem sowjetischen Gegner am vorigen Wochentage ungewohnt freundliches Lob: „Ich glaube, die Russen versuchen ihr Bestes.“

Inzwischen warnt aber auch Begin, daß er der Diplomatie „nur einen relativ kurzen Zeitraum“ bewilligen könne. Und an den syrischen Staatsoberhaupt Hafiz Assad richtete er — „von Feind zu Feind“ — den Appell, die Boden-Luft-Raketen im Bekaa-Tal „ehrentvoll“ abzubauen: „Ziehen Sie sich von diesem Abgrund wieder zurück.“ In Damaskus wurde zum Wochenbeginn der allgemeine Alarmzustand ausgerufen.

Und der Libanon? Er erinnert in diesen Tagen wie seit sechs Jahren an die prophetischen Worte des englischen Dichters Lawrence Durrell über Zypern. In seinem Buch *Bitter Lemons* aus dem Jahre 1957 notierte er: „Zypern war nun den Wellen preisgegeben — eine politische Waise. Langsam trieb die Insel in den melancholischen Strömen der nahöstlichen Geschichte, hin- und hergeworfen von den Zufallswinden des Leids und der Leidenschaft.“